

Jérôme Ferrari: „Nord Sentinelle“

## Die Nackte und der Esel

Von Sigrid Brinkmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 23.02.2025

**Können sich Urlauber und Einheimische je verstehen? In seinem tragikomischen Roman „Nord Sentinelle“ spottet Jérôme Ferrari über Klischees vom Anderssein und die verletzte Ehre in Zeiten des Massentourismus. Der in Paris aufgewachsene Autor hat Philosophie auf Korsika, in Algier und Abu Dhabi unterrichtet. Von diesen Erfahrungen zehrt sein düster kluges Buch über die Hölle der Urlaubsparadiese.**

North Sentinel ist eine kleine Insel im Indischen Ozean. Ihre Bewohner verweigern jeden Kontakt mit der Außenwelt. Zuletzt hatte sich 2018 ein junger US-Amerikaner von einem Fischer an die Küste rudern lassen, um den Indigenen das Evangelium zu verkünden. Sie töteten den Eindringling mit Pfeilen und vergruben seinen Leichnam am Strand.

Auch Jérôme Ferrari lebt auf einer Insel. Korsika zählt etwa 350.000 Einwohner, aber anders als die Sentinelesen sahen alteingesessene korsische Familien in der Beherbergung von Reisenden eher Vorteile. Seit den 1980er Jahren verkauften sie Land, verwandelten Schafställe in Ferienwohnungen, eröffneten Souvenirläden und verdienten ein Vermögen. Der in unserer Gegenwart auf Korsika spielende Roman „Nord Sentinelle“ kreist um die negativen Auswirkungen des Massentourismus – Überdross, Hass, Mordlust – und die grundsätzliche Frage, ob Einheimische und Reisende überhaupt fähig und willens sind, einander in ihrem Anders- und Fremdsein wahrzunehmen und zu respektieren. Am Anfang des Romans setzt der Autor eine sinnträchtige Begebenheit.

„Man erzählt auch, am Nachmittag des 3. Januar 1855 habe Sultan Ahmad ibn Abu Bakr der ehrwürdigen Prophezeiung zum Trotz, die heilige Stadt werde untergehen, sobald ein Ungläubiger sie mit seiner Anwesenheit straflos besudelt haben würde, Captain Richard Francis Burton die Erlaubnis erteilt, durch die bislang makellosen Pforten seiner Stadt Harar zu schreiten. Er gewährte ihm eine zweifelhafte Gastfreundschaft von zehn Tagen, nach deren Ablauf er ihn gesund und wohlbehalten ziehen ließ – ein Privileg, das bislang kein einziger Europäer genossen hatte. Hätte er wissen können, dass Harar 1875 fallen sollte, (...) hätte Ahmad ibn Abu Bakr wahrscheinlich nicht den fatalen Fehler begangen, Captain Burton zu verschonen, und er hätte damit recht gehabt.“

Jérôme Ferrari

### Nord Sentinelle

Aus dem Französischen  
von Christian Ruzicska

Secession Verlag, Berlin

180 Seiten

25 Euro

## **Reisende sind Täuscher und eine Gefahr**

Der englische Afrikaforscher und Übersetzer der Geschichten von „Tausendundeine Nacht“, Sir Richard Francis Burton, verschaffte sich, kraft seines Talents zur Mimikry, Zugang zu nur Muslimen vorbehaltenen Heiligtümern in Mekka, Medina und dem islamischen Stadtstaat Harar. Was die damaligen Einwohner nicht einmal ahnten: Der Verwandlungskünstler Burton spionierte für die Briten. Reisende, das suggeriert der Romanauftakt, sind potenzielle Täuscher und eine Gefahr. Passte sich der „Weltensammler“ Burton seiner Umgebung noch perfekt an, so sind Reisende in Gestalt von Touristen heute:

„pathologisch enthemmt (...), unzählbar und unbesiegbar“.

Der namenlose Ich-Erzähler des Romans ist von Touristen zutiefst angewidert. Jérôme Ferrari hat einen Charakter geschaffen, dessen Lebensweg dem eigenen partiell ähnelt. Ferrari hat – wie der Erzähler – im Ausland unterrichtet und nach vielen Jahren wieder einen Posten als Philosophielehrer auf Korsika angenommen. Betont abgeklärt listet er auf, was der Menschheit durch die radikale Tötung „des ersten Reisenden“ und seiner Begleiter erspart geblieben wäre: Massaker, Epidemien, koloniale Verbrechen, und Urlauberhorden. Es ist schlüssig, dass Ferrari für seinen neuesten Roman einen Fall konstruiert, in dem ein beleidigter Einheimischer einen Urlauber stumm und auf schreckliche Weise bestraft.

Der Täter Alexandre Romani ist der Sohn einer Cousine des Ich-Erzählers. Er sticht den Festlandfranzosen Alban nieder und flieht panisch. Die Familie Romani ist durch Ferienwohnungen und Gastronomie reich geworden – Habsucht kann also kein Motiv sein. Zudem kennt der begüterte Täter sein Messeropfer: Alban studiert Medizin und verbringt seit seiner Kindheit die Sommerferien auf Korsika. Was war passiert? Alban besucht mit seiner Freundin Shirin und dem Paar Charlotte und Arthur ein Restaurant der Romanis. Alexandre empfängt die Gäste und empfiehlt einen Wein, der auf keiner Karte steht.

„Der Wein war so gut nun auch wieder nicht, stellt Alban fest, als er verwirrt einen prüfenden Blick auf die Rechnung wirft, dafür ist er horrend teuer. Charlotte gibt zu bedenken, dass sie nur ein halbes Glas getrunken habe und wehrt sich damit gegen die Ungerechtigkeit, die in ihren Augen ein Dividieren der Rechnung zu gleichen Teilen darstellen würde. Nach einigen Minuten exakten Kalkulierens zahlt jeder, was er schuldig ist, und sie gehen Richtung Ausgang, ohne dass Alexandre (...) die doch sehr deutliche Kälte spürt, die Alban ihm entgegenbringt. Den ganzen Abend lang reden sie über den Preis des Weins. Am nächsten Morgen tun sie es noch immer.“

## **Drama der verletzten Ehre**

Die Urlauber fühlen sich von Alexandre betrogen und beschließen, ihm eine Lektion zu erteilen. Sie verabreden sich erneut zum Essen im Restaurant und stellen demonstrativ eine mitgebrachte Flasche Rotwein auf den Tisch. Alexandre erkennt die Provokation, bewahrt aber die Fassung. Am Abend darauf verlässt er, mit einem Messer bewaffnet, das Haus seiner Eltern. Als er am Hafen auf Alban trifft, fügt er dem Ahnungslosen eine lebensgefährliche Bauchverletzung zu. Jérôme Ferrari antwortet auf die Frage, ob verletztes Ehrgefühl der Beweggrund für die Bluttat war oder eine tiefsitzende Verachtung für die weltläufige Unbeschwertheit des anderen?

„Ich denke nicht, dass ein tief verwurzelter Hass auf Fremde der Auslöser war. Es geht eher um eine Art Demütigung, die viel über das Selbstbild des jungen Täters aussagt. Er denkt, dass die Provokation sein Image beschädigte. Weil er seiner Eigenwahrnehmung unbedingt treu bleiben will, reagiert er so gewalttätig auf diese lächerliche Geschichte.“

Der Versuch eines Einheimischen, einen Urlauber zu töten, weil er sich von diesem brüskiert fühlt, ist das zentrale Ereignis der Fiktion. Beharrlich sucht der Erzähler nach Gründen für die Tötungsbereitschaft und das „lächerliche Missverhältnis von Ursache und Wirkung“. „Nord Sentinelle“ ist kein Kriminalroman. Dem Autor geht es nicht darum, individuelle Entwicklungsstörungen offenzulegen. Ihn interessiert, wie sich eine Gesellschaft verändert, die sich vom Massentourismus abhängig macht. Der reale Mensch, meint der Autor, werde nicht mehr gesehen, und doch sei es am Ende immer eine leibhaftige Person, die den Preis für die einseitige Wahrnehmung zahle.

Die Korse zu schonen, ist nie Jérôme Ferraris Sache gewesen. Miniaturhaft eingeflochtene, lange zurückliegende Begebenheiten zeigen, wie wenig das Ideal männlicher Wehrhaftigkeit an Strahlkraft eingebüßt hat, denn der Angriff auf Alban reiht sich ein in eine ganze Geschichte der männlichen Gewalt. Auch wurden vermögende Landbesitzer wie die Romanis nur selten für Straftaten belangt. Familienoberhaupt Philippe lebt gar in der Vorstellung, „einem auserwählten Geschlecht“ anzugehören. Hochironisch umreißt Jérôme Ferrari dessen unerschütterlichen Selbststolz.

„und so glaubte Philippe mit unfassbar entwaffnender Naivität, die wenigen groben Megalithen, die das jämmerliche archäologische Erbe der Gegend ausmachen, wären zu einer Zeit, als die steinverzierten Tore der mykenischen Paläste bereits in ihrem Gold erstrahlten, von seinen Stammvätern errichtet worden, die, natürlich, in all ihrer Herrlichkeit, direkt dem Schoß der nährenden Mutter Erde entsprungen sein mussten, anstatt (...) wie Normalsterbliche, in Lumpen gehüllt und von Flöhen bedeckt, einem gestrandeten Kahn von den Küsten Liguriens oder der Balearen entstiegen zu sein. Die traurige Tatsache, dass ihre männlichen Erstgeborenen ausnahmslos Vornamen von Königen, Kaisern oder antiken Helden bekommen, ist wahrscheinlich ein besonders deutliches Zeichen für ihren Größenwahn und ihr fehlendes Gespür fürs Lächerliche“.

### **Wenig vertrauenswürdiger Erzähler**

Dass der Autor den notorischen Spötter und manchmal in der Pose des dückelhaften Richters auftretenden Erzähler als einen Verwandten der Romanis einführt, ist ein kluger erzählerischer Schachzug. Man ist verführt, seinem Urteil über die Angehörigen zu trauen, schließlich kennt er persönliche Geheimnisse und weiß von geschäftlichen Winkelzügen. Doch das ist eine Falle. Jérôme Ferrari sagt dazu:

„Für mich war es absolut wichtig, dass der Erzähler selbst kein vertrauenswürdiger Charakter ist. Auch kein besonders liebenswürdiger. Sein Umfeld beurteilt er mit grausamer Klarsicht, aber mit sich selbst ist er nachsichtig. Man spürt, dass er eifersüchtig auf seinen Freund Philippe Romani ist und ihm nichts daran liegt, ihn objektiv zu beschreiben. Der Erzähler hat eine Langzeitgeliebte, aber er kann Philippe einfach nicht verzeihen, dass er seine Cousine geheiratet hat. In die ist er nämlich seit seiner Jugend selbst verliebt. Es ist ihm unmöglich, diese Liebe zu offenbaren.“

Dem Erzähler fehlt eine Grundehrlichkeit. Feige und konfliktscheu ist er, dazu ein „doppelt Abtrünniger“. Er hatte vergeblich versucht, sich eine Existenz außerhalb der Insel aufzubauen und war resigniert zurückgekehrt. Sein Versagen begründet er mit der Unfähigkeit, „sich selbst fremd zu werden“. Ich frage Jérôme Ferrari, ob man, wenn es unmöglich scheint, in der Fremde ein erfülltes Leben zu führen, besser nur unter seinesgleichen bleiben sollte.

„Also nein, ich bin bestimmt kein hemmungsloser Optimist, aber so radikal pessimistisch bin ich nun auch wieder nicht. Authentische Beziehungen zu anderen Menschen zu entwickeln, ist kompliziert, aber möglich. Zum Glück, denn sonst wäre das Leben nicht nur schwierig, sondern auch ziemlich wertlos. Was das Unvermögen angeht, sich zu verändern, so muss man sich nur das Leben von Richard Francis Burton anschauen. Er sprach unzählig viele Sprachen und Dialekte. Egal wo er war, kleidete er sich wie die Einheimischen und es war ihm eine Ehre, nicht als Engländer erkannt zu werden. Und doch habe ich den Eindruck, dass all diese Versuche, ein anderer zu sein, scheiterten. Er hätte vergessen müssen, wofür er sich bemühte. Es gelang ihm nicht. Das schafft keiner. Die Dialektik zwischen dem Selbst und dem Anderen, die Faszination, die vom Anderssein ausgeht, interessiert mich sehr.“

### **Niemand entkommt der Hölle des Urlaubsparadieses**

In Jérôme Ferraris Fiktion treten die Einheimischen nur als Verkäufer einer Idee authentischen Andersseins auf. Verdorben vom schnell verdienten Geld, reproduzieren sie gleichgültig oder zynisch Klischees vom geerdeten, temperamentvollen, gastfreundlichen Korsen. Und die erlebnishungrigen, sich schnell mit allem zufriedengebenden Besucher sind blind für das Theater.

Selbst wenn die Insellandschaft primär nur als Kulisse für gruppenspezifische Prozessbildung benötigt wird, braucht es ein paar Einheimische, die den Fremden erlauben, sich vom Aufmerksamkeitstraining zu erholen.

In einer lustvoll ausgeschmückten, komödiantischen Szene beschreibt Jérôme Ferrari einen Team-building-Workshop in tausendzweihundert Meter Höhe. Zum Abschluss hat der Vermieter des zum Seminarraum umgebauten Stalls ein traditionelles Liedkonzert versprochen. Der Erzähler und Freunde haben sich für den Auftritt, der spontan wirken soll, eingefunden. Sie schmettern „Bella ciao“, „El Pueblo unido“ und andere Aufstandslieder. Niemanden kümmert die Sinnlosigkeit des Best-of der Wut, alle klatschen im Takt.

„Als wir enden, verkündet (die Organisatorin) ihrer Truppe, dass der Abend noch nicht vorbei sei und sie nun alle im Schnee unterm Sternenhimmel eine Runde laufen würden. (...) Die Organisatorin beginnt also, sie ein weiteres Mal in der widerwärtigen Sprache zu motivieren, die ihr eigen ist und in der nur von Herausforderung, Selbstüberwindung und Zusammenhalt die Rede ist (...) und sie sendet ihre Rede mit einem hellauf begeisterten Lächeln aus, einem Lächeln, das so beunruhigend wirkt und so beladen ist mit Drohungen, dass sich alle erheben und ihr in die Kälte folgen. An jenem Abend hatte ich zum ersten Mal die sehr klare Eingebung, dass wir möglicherweise alle in der Hölle leben.“

## **Das Leben – eine Tragikomödie**

Selbstverleugnung, Peinlichkeiten und Betrug sind Programm in der Hölle, wie Jérôme Ferrari sie beschreibt. Er hat den Roman als Tragikomödie konzipiert. Das Kerndrama umspielt er mit lächerlich-grotesken Episoden, – wissend, dass sie den tragischen Aspekt der Messerstecherei mit Tötungsabsicht verstärken. So berichtet er in Reporter-Manier von einer Amok-Epidemie, die sich zwei Wochen vor dem Mordversuch unter wild lebenden Insektentieren ausbreitete. Ein jähzorniger, keuchender Stier zertrampelte drei holländische Camper. Zwei frei herumlaufende Schweine fraßen den Zwergspitz eines Urlauberpaars. Ein Bergesel überraschte eine Nudistin beim Sonnenbad auf der Wiese und schlug ihr seine gelben Zähne ins Fleisch. Man kam überein, dass ein Geist in die herrenlosen Tiere gefahren sein musste. Ferrari, philosophisch geschult, hatte bei seinem Romanvorhaben auch Arthur Schopenhauer im Sinn. Dessen Lust an der Übertreibung amüsiert ihn.

„In ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘ sagt Schopenhauer, dass uns in der schrecklichen Tragödie des Lebens nicht einmal die Würde des tragischen Helden gelassen wird. Wir sind gewissermaßen dazu verurteilt, die Rolle des bemitleidenswerten Narren einzunehmen. Schopenhauer sagt das mit einem verzweifelten Unterton in der Stimme. Seine Feststellung hat nichts Lustiges, und doch ist sie es. Ich wollte diesen Gegensatz näher betrachten, zumal wir in einer Zeit leben, in der es immer schwieriger wird, zu parodieren und zu karikieren, ganz einfach, weil die Realität unsere Vorstellungen längst übersteigt.“

Gegliedert ist der Roman in fünf Kapitel. Sie umfassen dreizehn Erzählungen und – Zitat – drei „sehr kurze Theorien der Hölle“. Innerhalb dieser Binnenordnung verzweigen und überlappen sich die Geschichten. Christian Ruzicska, Ferraris Verleger, ist es gelungen, den Rhythmus der kunstvollen Satzkaskaden in seiner Übersetzung zu bewahren.

„Märchen vom Einheimischen und vom Reisenden“ steht als Untertitel unter „Nord Sentinelle“. Doch bis auf eine Geschichte, in der der Autor die im islamischen Volksglauben tief verwurzelte Vorstellung von Schutzgeistern aufruft und mit den sehr irdischen Problemen einer jungen Emigrantin verknüpft, entbehrt sein komplexes Werk der Märchenhaftigkeit. Wiederkehrende Phrasen wie „So erzählt man sich auch“, mit denen Märchen typischerweise eingeleitet werden, bilden nur formal einen Rahmen für disparate Geschichten, die der Ich-Erzähler miteinander verflucht.

## **Entsetzliche Dialektik zwischen Touristen und Einheimischen**

In der Schlusszene rekapituliert der gedankenverloren durch die verödete Innenstadt von Ajaccio irrende Erzähler noch einmal die Folgen einer weichenstellenden, doch von uns Heutigen nie ernsthaft in Frage gestellten Fehlentscheidung:

„wir hatten niemanden getötet, wir hatten unsere Arme wie Vollidioten dem ersten Reisenden weit geöffnet und andere Reisende folgten ihm und wir fanden uns in der Falle der entsetzlichen Dialektik wieder, die uns auf ewig an sie bindet und ihnen zugleich entgegengesetzt in einer Zwiesprache des gegenseitigen Verfalls, in der jeder die Laster des anderen zu Tage fördert.“

Und so kommt es, dass der Erzähler – obwohl er weiß, wie sinnlos Bluttaten sind – sich erlaubt, seinen Verwandten, den jungen Verbrecher, einen Augenblick lang um dessen

hochkochende Wut zu beneiden. Wie man dahinkommt, Ambivalenz auszuhalten und Fremde wie Einheimische einfach zu ertragen, davon weiß Jérôme Ferrari ernsthaft, ironisch und manchmal übertrieben lyrisch zu erzählen. „Nord Sentinelle“ ist ein vielschichtiges Tableau, das eine kraftvolle Antwort findet auf den Umgang mit der Geißel des Massentourismus.